

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 91.

Freitag, 19. April.

1929.

(10. Fortsetzung.)

Der Moro-Konzern.

Roman von H. Werrauch.

(Nachdruck verboten.)

Immer klarer wurde ihm, wie sehr er an Katscha hing. Er war ja ganz aus dem Gleichgewicht, nur weil sie nicht da war. Er brauchte sie, mußte sie um sich haben. Sie war die Wärme in seinem kalten Heim. Die sanften Bewegungen dieses wunderbaren Mädchenkörpers, die Berrichtungen dieser schmalen, vornehmen Hände konnte er nicht mehr missen. Das ganze Wesen war ihm zu einem Bedürfnis geworden, ohne das er nicht zufrieden war. Und doch würde wohl einmal der Tag kommen, an dem irgendein Freier sie wegholte. Wieder kam ihm dieser Gedanke. Durfte er sich dann ihrem Glück widersehen aus Eignung? Er erschrak. Bei der vielen Geselligkeit, die in seinem Hause das ganze Jahr hindurch gepflegt wurde, konnte es nicht ausbleiben, daß dieser Mann einmal kam. Und dann mußte er seine Katscha hergeben für immer.

„Nein!“ sagte er hart, und legte schwer die geballte Faust auf die Platte des Schreibtisches. Er ließ sich nicht auch das letzte noch nehmen. Er konnte und wollte das Mädchen nicht hergeben, denn er liebte es, ohne sich dessen bewußt gewesen zu sein. Das Übermaß von Arbeit hatte diese Erkenntnis von seinem Geiste bisher ferngehalten.

Es klingelte. Die Tür ging auf, und frisch kam Katscha auf den Onkel zugehauert, ihm die Hand entgegenstreckend, die dieser freudig erfaßte und an die Lippen führte.

„Verzeih“, liebster Onkel“, rief sie noch etwas außer Atem, „ich habe mich verspätet. Hast du — ach ja, da steht ja der Tee. Aber du hast ihn ja gar nicht berührt. Komm, Onkel, ich trinke mit dir.“ Und sie goß ihm ein.

„Ja“, sagte Moro, „ich möchte nicht ohne dich trinken. Ich sehnte mich nach dir!“ Und der sonst so harte Mann wurde fast weich. „Sieh, liebe kleine Katscha, ich habe ja nichts im Leben als dich. Überall nur Ärger und Verdruß, jetzt noch das Unglück in Kreuz! Immer nur Sorgen und Mühen, nie etwas Liebe, wie andere Menschen sie haben. Du bist die einzige, an der ich hänge, die mir das Leben erträglich macht. Heute wieder die Besprechung da draußen! Ich verstehe ihn gar nicht, den Brandt. So habe ich ihn noch nie gesehen. Er war sehr wenig artig gegen mich.“

„Aber liebster Onkel“, gab das Mädchen freundlich zurück, „wie tust du mir leid mit all diesen Dingen! Und ich lasse dich noch warten! Nun trinke bitte und nimm etwas Kuchen. Es wird sich ja doch hoffentlich alles geben und wieder gut werden. Und Rolf — Herr Brandt“, verbesserte sie rasch, „hat dich gar nicht mit Absicht beleidigt.“

Doch Moro blieb ernst. Gewohnt, das, was er für richtig erkannt, ungesäumt durchzuführen, ließ er nun nicht mehr ab. Als der Diener, der lautlos Tasse und Teller für Katscha hingeseht hatte, aus dem Zimmer gegangen war, begann er aufs neue:

„Du irrst, liebe Katscha, es wird nicht alles wieder gut werden, wenigstens nicht, solange die Verhältnisse hier im Hause bleiben wie bisher.“

Erschrocken blühte das Mädchen zu dem Manne auf. Das, worauf er hinauswollte, wäre ihr nie in den

Sinn gekommen. Sie fürchtete eine Zurechtweisung, weil sie ihn hatte warten lassen. Und rasch fuhr sie fort, sich zu entschuldigen: „Liebster Onkel, ich wäre bestimmt zur Zeit hier gewesen, aber ich traf Rolf — Herrn Brandt. Verzeih mir bitte meine Verspätung.“

Brandt hatte sie getroffen! — Der Mann horchte auf. Brandt, mit dem er eben noch zusammen gewesen und der sonst um diese Zeit noch zu arbeiten pflegte! Das sah ja so aus wie eine Verabredung!

Wieder kam Moro der Gedanke, der ihn schon einmal geplagt, die beiden könnten zueinander näher stehen, als er es wußte. Ein Gefühl der Eifersucht packte ihn. Wollte etwa der junge Mensch ihm das Mädchen nehmen? — Sein Entschluß, die Entscheidung sofort herbeizuführen, stand fest. Er nahm die kleine Hand, die soeben noch die seine beruhigend anstreichelt hatte, und sprach, wie es ihm so lag, ohne Umschweife:

„Katscha! Hast du noch nie gemerkt, was du mir bist? Daß ich dir so sehr gut bin. Hast du noch nicht gefühlt, kleine Katscha, daß ich dich liebe?“

Der Ernst und die Art, wie Moro das sagte, was Katscha nie vermutet hätte, verwirrten sie. Ohne sich darüber recht klar zu sein, wie er es meinte, sagte sie erötend: „Aber Onkel, du liebst doch deine Frau!“

Moro aber zog sie liebevoll an sich und begann ihr auseinanderzusetzen, daß seine Frau ihm innerlich völlig fremd sei, daß sie kein Hindernis sein dürfe.

Jetzt erst begriff Katscha. Purpurröte schoß in ihr Gesicht und sie entriß sich der Umarmung, die sie von ihm als von dem Onkel geduldet hatte. In tödlicher Verlegenheit flüsterte sie: „Aber Onkel, das geht nicht, das ist doch nicht möglich!“

Und als der Mann nicht abließ und auf sie einredete, in sie drang und ihr zusetzte, da sagte sie endlich schlicht: „Onkel, es geht nicht. Ich bin nicht mehr frei!“

„Was?“ rief der Mann, und eine jähe Röte stieg ihm ins Gesicht; doch er sagte sich rasch: „Und wer ist der Glückliche, wenn man fragen darf?“

„Ich habe mich neulich in Schonburg mit Rolf Brandt verlobt, Onkel; ich wollte später deine Zustimmung erbitten.“

Wie ein Keulenschlag traf es den Mann: Wieder der Brandt, der sich ihm heute schon einmal in den Weg gestellt hatte! Ein Schein glitt durch sein Auge, wie bei einem Raubtier, das gereizt wird. Doch er hatte sich in der Hand. Einen Augenblick der Stille nur, während das Mädchen mit geistlichem Blick vor ihm stand, dann sagte er ruhig, fast herzlich:

„Nun, Katscha, eine Überraschung ist das nicht. Ich komme also zu spät. Die Jugend hat das Vorrecht. Meinen Glückwunsch!“

Freudig schloß das Mädchen den Onkel in die Arme, doch der machte sich sanft los: „Paß jetzt, ich habe noch zu tun.“ Und er ging aus dem Zimmer.

Acht Tage mochten vergangen sein, als Moro eines Nachmittags in seinem eleganten Bureau unter den Linden, eine Zigarre rauchend, saß und in einem umfangreichen Bericht las, der von der Halemisdorfer Olgengesellschaft eingegangen war. Der Leiter der in dem dortigen Bezirk zurzeit vorgenommenen Vorfürungen

mergere unter Bettlage der Bohrtabellen, daß man in etwa hundert Meter Tiefe auf eine Schicht gestoßen sei, in der sich erfahrungsgemäß häufig Öl finde. Er bat im Hinblick auf diese erfreuliche Tatsache um die Genehmigung, über die festgesetzte Tiefe von hundert Meter hinaus zunächst bis hundertfünfzig Meter Tiefe bohren zu dürfen.

„Sehr erfreulich“, sagte Moro, „wir werden eine Aufsichtsratsitzung einberufen müssen. Veranlassen Sie das Erforderliche, Bucher.“

Der so angeredete zweite Geschäftsführer verneigte sich und machte eine Notiz.

„Wo ist Herr Kraak?“ fragte der Chef.

„Herr Kraak ist mit Herrn Syndikus Thiel zum Notar gefahren wegen des Vertrags mit der Tawako-Gesellschaft. Die Holländer sind auch dort.“

„Wie steht's mit den Torsonpressen für Kortorj?“ fragte Moro. „Sind sie montiert? Die Vorführung vor den Aktionären ist, glaube ich, am Zwölften.“

„Sehr wohl, Herr Moro, am Zwölften. Das Stahlwerk rief heute an, die Aufstellung der Pressen sei beendet. Die nötigen Erklärungen vor den Aktionären wird ein Ingenieur der Firma übernehmen. Vier Herren von dem Werk werden am Frühstück teilnehmen.“

„Schön“, sagte Moro, „notieren Sie bitte, daß ich am Montag den Vortrag von Herrn Kraak hierüber erwarte. Ich lege Wert darauf, daß die Aktionäre einen günstigen Eindruck von den Pressen bekommen. — Ist Nachricht da von Schonburg wegen der Umstellung in Lastwagenbetrieb?“

„Herr Doktor Werth berichtet, es liegen zwei Angebote von Händlern vor, die die ganzen Pferde en bloc übernehmen wollen. Die Lastwagen stehen in Landsberg bei dem Vertreter zur Abnahme bereit.“

„Gut, dann wird das wohl im Laufe der kommenden Woche durchgeführt sein können.“

Ein Telegramm aus Chemnitz, fuhr der Geschäftsführer fort, dieses vor seinen Chef legend, „wegen des Erweiterungsbaues in den Schabwerken.“

Es klopfte, und leise trat ein Diener ein, der Moro auf einem silbernen Tablett eine Karte überreichte: „Ein Herr, der Herrn Moro zu sprechen wünscht.“

„In welcher Angelegenheit?“ sagte Moro ungeduldig, die Karte betrachtend, „ich sehe keine Firma. Der Herr soll sein Haus nennen. Bucher, verhandeln Sie mit dem Mann.“ Und zum Diener gemeldet: „Sie wissen doch, daß ich nicht ohne weiteres zu sprechen bin. Melden Sie Besuche immer dem Geschäftsführer.“

„Sehr wohl, Herr Moro.“ Und der Diener verschwand, gleich darauf auch der Geschäftsführer, der seine Papiere zusammengepackt hatte.

Moro las die Karte. „Alphons Boroska“ stand darauf. Sonst nichts. Wo hatte er den Namen schon gehört?

„Der Herr sagt, er habe mit Herrn Moro persönlich und dringend zu sprechen“, meldete der Geschäftsführer, wieder eintretend. „Eine Firma will er nicht nennen. Herr Moro kenne ihn, sagt er.“

„Ich kenne ihn nicht! Bedauere! Sagen Sie, ich sei nicht zu sprechen, Bucher.“

Der ging hinaus. — Eine Minute verging.

„Der Herr läßt sich nicht abweisen“, entschuldigte sich ängstlich der Geschäftsführer, indem er von neuem vor seinem Chef erschien. „Er sagt, es sei außerordentlich wichtig. Es handle sich um die Sache von Zoppot. Herr Moro wissen schon.“

„Zoppot?! — Verstehen Sie nicht. Nun, lassen Sie den Mann einmal vor. Wir werden ja sehen.“

Moro überlegte, während der andere hinauslief: Zoppot? — Boroska?

Ein elegant gekleideter Herr von mittlerer Größe trat ein. Der Buchhalter schloß, sich entfernend, leise die Tür.

„Ah, Herr Moro! Sehr erfreut, Sie anzutreffen. Darf ich fragen, wie es Ihnen geht?“ Und der Fremde trat, die Hand ausstreckend, näher.

„Darf ich bitten!“ wies Moro auf einen Sessel. „Und womit kann ich dienen?“ Dabei betrachtete er

sein Gegenüber, ohne recht zu wissen, woher er dieses Gesicht wohl kenne.

„Ich sehe“, fuhr der andere, dies bemerkend, fort, „Sie erinnern sich meiner nicht mehr. Stände meine Schwester an meiner Stelle, ich glaube, Ihr Gedächtnis würde besser arbeiten. Denken Sie an Sonja Boroska, den Spielklub, die Kafadu-Bar.“

Jetzt wußte Moro: „Ah, natürlich! Verzeihen Sie vielmals die momentane Zerstreuung. Wie geht es Fräulein Sonja, wenn ich fragen darf?“

Dabei hatte er dasselbe eigenartige Gefühl von Widerwillen, was ihn schon in Zoppot diesem Menschen gegenüber zu befallen pflegte. Höflich, er jedoch dem Besucher eine Kiste Importen, aus der sich dieser, vorsichtig wählend, bediente.

„Ich danke vielmals, Herr Moro, meiner Schwester geht es gut, wenn sie auch nicht so viel Glück hat wie Sie am Roulettisch“. Er schnitt während dieser Worte umständlich seine Zigarre ab und setzte sie in Brand.

„Ich habe doch kein Glück beim Spiel gehabt!“ gab Moro erstaunt zurück, „Sie verwechseln mich mit Herrn Kuspen, dem Norweger. Der gewann damals im Spiel. Leider traf ihn nachher ein Unglück auf dem Dampfer.“

„Leider!“ wiederholte der Pole gedehnt, indem er die Asche seiner Zigarre aufmerksam zu betrachten schien. „Ich denke, für Sie, Herr Moro, war die Sache doch nicht gar so schlimm, daß Sie das „Leider“ so betonen müssen.“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Boroska; Herr Kuspen war ein guter Freund von mir. Sein Tod ging mir sehr nahe. Was soll Ihre seltsame Bemerkung? Ich muß Sie bitten, klar zu sein. Im übrigen habe ich wenig Zeit: ich fahre heute abend in Geschäften nach England. Ich darf Sie also bitten, sich kurz zu fassen.“

„Wie Sie wünschen, Herr Moro“, erwiderte jener ruhig. „Wenn Sie keine Zeit für mich haben, so will ich kurz sein. Also ich meine, wenn mehrere Geschäftsleute an einem Unternehmen beteiligt sind, so müssen doch auch alle an einem etwaigen Gewinn teilhaben. Meinen Sie das nicht auch, Herr Moro?“

„Ich bedaure, aber ich verstehe Sie wieder nicht“, erwiderte Moro, den die eigentümliche Art seines Besuchers reizte. „Erst sprechen Sie von Zoppot und vom Spielklub, und jetzt kommen Sie mit Geschäften und Gewinnen. Ich bat Sie doch, klarer zu sein.“

„Ich sehe, Herr Moro, ich muß noch deutlicher werden“, lächelte der Pole ironisch, da seine Worte für Moro noch Rätsel waren. „Also Ihr Freund“, er legte eine eigenartige Betonung auf das Wort, „Herr Kuspen, hatte in Zoppot gewaltiges Glück. Auf eine Viertelmillion schätzten wir den Haufen Geld, den er da forttrug. — Das Glück Ihres Freundes war doch auch Ihr Glück. Unter so guten Freunden — Sie verstehen! Nun, Herr Kuspen ist tot, und sein Glück ist damit zu Ende. Ihr Glück, Herr Moro, ist aber damit noch nicht zu Ende, Sie können es doch jetzt erst genießen. Und da meinte ich eben, Sie sollten die anderen nicht leer ausgehen lassen, die an diesem schönen Geschäft, wenn auch nur als heimliche Zeugen, Anteil hatten. Das ist's, was ich Ihnen sagen wollte, Herr Moro.“

(Fortf. folgt).

Abendgang.

Nur von Sternen silbermatt Gefunkel
Zirkt des Weges Band vor meinen Füßen.
Seller sehe ich, verspricht im Dunkel,
Fern der Stadt Laternenlichter grünen.

Lothung schimmern sie von klaren Straßen,
Wo kein irrend Taster durch die Nacht,
Und nach menschlicher Gemeinschaft Naben
Auch die Finsternis zum Tag gemacht.

Einsam geht ein schmaler Weg im Dunkel,
Und ihn rührt nicht lauter Gassen Schwall.
Doch der Sterne silbermatt Gefunkel,
Fern von wirrer Lebensströme Rauschen,
Wölbt mir eine Brücke auf ins All
Mit der Stille traumverlorenen Laischen.

Heinrich Reiss.

Die Zwillinge.

Humoreske von Jean Bonot.

Es waren zwei anmutige Zwillingsschwester, die sich in allen Punkten dermaßen ähnlich sahen, daß ihre eigene Mutter jedesmal die Hornbrille aufsetzen mußte, um Miese von Rose zu unterscheiden.

Sorgenlos und unbekümmert waren sie nebeneinander aufgewachsen, und als sich der Lebens zum achtzehnten Male jährte, hatten sie sich noch nie voneinander getrennt gehabt.

Zu diesem Zeitpunkt dachte ihre Mutter daran, sie auf einen Ball zu führen, um für sie einen Gatten zu finden. Man ging also in die großen Kaufhäuser, um Toiletten, feine Schuhe, helle Bänder und anderen Krimskram zu ersteilen.

Leider waren Miese und Rose wohl recht kokett, wühlten aber nicht im Golde. Als sie ihrem Vater die neuen Kleider zeigten, fing er laut an zu schreien: „Das ist zu teuer, viel zu teuer. Ihr müßt etwas anderes wählen!“

Die Kleinen begriffen unschwer, daß es nutzlos war, sich zu versteifen. Und doch waren sie nicht gewillt, von ihrer Wahl abzugehen.

Da entschlossen sie sich zu einer heldenhaften Lösung. Sie schlugen vor: „Wir werden nur ein Kleid behalten und abwechselnd auf den Ball gehen.“

Der Vater willigte ein.

Die Folge davon war, daß Miese und Rose sich so gut an diesen Ausgleich gewöhnten, daß sie den Entschluß faßten, in Zukunft nur noch eine gemeinsame, dafür aber um so ausgiebigere Garderobe zu besitzen. Von nun an gingen die beiden Unzer trennlichen nie mehr gemeinsam aus.

An einem Juninachmittag (Rose war mit der Sommer-toilette ausgegangen) stützte Miese am Fenster stehend.

Plötzlich blickte sie auf: auf der anderen Seite der Straße stand ein junger Mann an einen Balkon gelehnt und betrachtete sie, während er eine Zigarette paffte.

Er war blond und sympathisch.

Ihre Blicke begegneten sich, und sie erröteten. Nichts weiter.

Am nächsten Tage ging Miese ihrerseits aus, und Rose nahm mit ihrem Arbeitsbüchsen am Fenster Platz.

Durch einen seltsamen Zufall rauchte der junge Mann wieder auf seinem Balkon. Von der Ähnlichkeit getäuscht, nickte er seiner lieblichen Nachbarin zu. Ein Lächeln antwortete ihm.

„Es geht vorwärts!“ meinte der sympathische junge Mann. Am folgenden Tage warf er verstoßenen Miese eine Kuchhand zu. Ein andermal wieder schleuderte er geschickt eine Blume in Rosens Schoß.

So ging das Idyll einen ganzen Monat fort, bis der bis über die Ohren verliebte Jüngling sich entschloß, einen entscheidenden Angriff zu unternehmen.

An jenem Tage stand Miese Wache. Sobald sie am Fensterkreuz erschien, zeigte er ihr ein Schild, auf dem mit riesigen Lettern geschrieben stand: „Wollen Sie meine Frau werden?“

Die Kleine bewegte den Kopf bejahend hin und her.

Aber 24 Stunden später stand Rose eine ähnliche Ausrufung bevor, denn ihr Liebhaber wandte denselben Trick an, um sie zu fragen: „Wann wird die Hochzeit sein?“

Und Rose antwortete mit einem Lächeln.

Strahlend schmiedete der junge Mann den ganzen Tag die kühnsten Pläne und wiegte sich während der Nacht in wohnigen Träumen.

Die armen kleinen Zwillinge erkreuten sich keiner so friedlichen Ruhe. Nachdem Rose sich wohl zwanzigmal auf ihrem Kopfkissen umgedreht hatte, hielt sie es nicht mehr aus und fragte ihre Schwester: „Schläfst du, Miese?“

„Nein, mein Diebling.“

„Um so besser! Dann kann ich dir gleich eine Reizigkeit melden. Ich verheirate mich.“

„Nein, wie ußia das ist! Auch ich... Wir könnten es dann so einrichten, daß wir dasselbe Kleid tragen! Wie steht denn dein Verlobter aus?“

„Es ist der kleine blonde Herr, der uns gegenüber wohnt.“

„Unmöglich! Ich werde doch seine Frau! Gestern, am Fenster, hat er um meine Hand angehalten...“

„Du mußt dich täuschen, meine Liebe, denn mein Bräutigam hat mich gestern klipp und klar gefragt: Wann werden wir uns heiraten?“

„Sollte er sich über uns lustig machen?“

„Oder etwa das Opfer unserer Ähnlichkeit sein? Er hat ganz bestimmt ein reines Gewissen!“

„Bestellen wir ihn her!“

Am folgenden Tage bemerkte der junge Mann an der Fensterscheibe angeklebt eine Postkarte für ihn. Sie besagte: „Kommen Sie um halb neun hinaus. Sie werden erwartet.“

Als der verliebte Jüngling das gelesen hatte, begann er einen Charleston zu tanzen und stieß ein Freudengeheul aus. Dann wurde er ganz plötzlich unruhig. „Wird sie allein sein? Wie soll ich mich vorstellen? Was soll ich sagen? Sicherlich werde ich vor lauter Verlegenheit zu stottern anfangen und mich lächerlich machen...“

Da trant er, um sich Mut zu machen, zuerst einen Kognak und nahm dann ein ausgiebiges Mahl zu sich, das er reichlich begoß. Danach fühlte er sich äußerst angriffs-lustig und kletterte zu seiner Herzallerliebsten hinauf.

„Ach, hätte er es doch lieber nicht getan! Als er in den Salon trat, wo Miese und Rose Seite an Seite auf ihn warteten, blieb er wie angenagelt auf der Schwelle stehen, rieb sich die Augen und dachte bei sich: „Da haben wir's! Ich bin total betrunken! So betrunken, daß ich doppelt sehe! Und vor Verlegenheit über und über rot, entfloß er schneller als er gekommen war.“

So endigte das erste Idyll der anmutigen zwei Schwestern, die doch an alledem nicht die geringste Schull hatten.

(Berechtigte Übersetzung von Dr. Ernst Levo.)

Mascottchen.

Von Heinz Scharf.

Carolus fährt einen prachtvollen Sechszylinder. Seit einer Woche hat er einen neuen Fahrgast, die schöne Evelyn. Evelyn besitzt höchstselbst einen Führerschein und glaubt sich auf Motore zu verstehen wie auf die Herzen der Männer.

Carolus gibt seinen Wagen nicht gern her. Doch die Liebe entwindet ihm sanft das Volant. Mit forciertem Chauffeursschneid setzt sich Evelyn auf den Führersitz. Aber ganz so rasch scheint sie mit dem Wagen nicht zu verwaschen, denn bei zunehmendem Tempo schaltet sie plötzlich übertriebene Vorsicht ein, was bei ihrem sonstigen Temperament auf irgend eine innere Hemmung schließen läßt.

Andern Tags kommt sie mit Affi angerückt.

Wer ist Affi?

Affi ist ein Talisman, ein Amulett, einer jener greulichsten Fetische, die im Innern des Wagens am Hinterfenster wie strangulierte baumeln, die vor Steuerverlagerung, Zusammenstoß und Purzelbäumen schützen. Carolus hat dieses dumme Zeug, diese albernen Männchen, diese grotesken Puppen, die den Fahrer auf die gleiche Kulturstufe stellen wie den primitiven Naturmenschen mit seinem abergläubischen Götzendienst. Carolus will solche Afferei einfach nicht dulden. Zwei Jahre lang fährt er nun schon seinen Wagen, sagt er, und noch nie sei ihm etwas passiert!

Aber wenn Evelyn fährt, muß sie von einem Affchen begleitet sein, also knüpft sie Affi neckisch hinten auf, daß seine Fräse nach allen Seiten hin teuflisch orteilen kann.

Carolus fügt sich ins Unvermeidliche. Er ist ein Mann wie alle Männer. Das beglückt Evelyn natürlich in hohem Maße; der Glaube an seine Liebe und an ihren Talisman läßt sie jetzt mit aller Vorsicht Vollgas geben und wie einen Rennfahrer dahinschlittern. Dabei wirft sie manchmal einen raschen Blick nach ihren Begleitern, nach Affi 1 und Affi 2.

„Sieh auf das Steuer, Kind“, sagt dann Carolus, und schüttelt ungehalten den Kopf.

„Oh“, lacht Evelyn, „mit dir vorn und Affi rückwärts traue ich mich mit verbundenen Augen zu fahren!“ Und herausfordernd läßt sie das Volant los.

Carolus liebt solche Scherze nicht. Er lehnt sie energisch als Dummheiten ab.

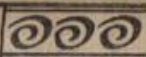
Aber Evelyn ist nun mal zu Dummheiten aufgelegt, sie, eine bis auf die Nieren geprüfte Fahrer, will zeigen, was sie kann und wie sie durch ihr Mascottchen gegen alle Unfälle und Tücken des Autosports gefeit ist. Übermütig läßt sie den Wagen auf der breiten Chaussee schlittern und fährt haarsträubend an den Bäumen vorbei.

Plötzlich — ein Stoß — ein Krach — eine knorrige Pappel ist nicht rasch genug vor Evelyns Kunststücken zur Seite gesprungen: die beiden Insassen des Wagens werden in weitem Bogen hinausgeschleudert.

Einen Augenblick liegen sie wie betäubt, dann befühlen sie sich die Knochen. Gott sei Dank, es ist keinem etwas passiert. Nur der Wagen ist total kaputt.

Carolus sieht Evelyn bitterböse an.

Die schöne Unheilstifterin schlägt die blauen Augen auf und das erste, was sie aus tiefstem Herzensgrunde stammelt, sind die Worte: „Wenn wir nun Affi nicht gehabt hätten, wären wir jetzt mausetot!“



= Kurt Kobald: „Klassische Musikstätten“ (Amalthea-Verlag, Wien.) Dies Buch ist im Grunde eine Umarbeitung und Erweiterung des bereits in mehrfachen Auflagen erschienenen Werkes „Alt-Wiener Musikstätten“ von dem gleichen Verfasser. Es bringt in sieben umfangreichen Kapiteln zuerst eine eingehende Beschreibung der „Wiener Hofkapelle“, die — anfänglich ein rein geistliches Institut — unter Kaiser Friedrich III. um 1500 zu einer „Hofmusik-Kapelle“ umgebildet wurde und in der ersten Zeit niederländische Tonmeister als Kantoren und Kapellmeister, dann — unter den Kaisern Ferdinand III., Leopold I., Josef I. und Karl VI. — italienische Meister und endlich, von Beginn des 18. Jahrhunderts an bis in die Gegenwart, deutsche Tonmeister als Dirigenten und „Hofkompositoren“ erhielt. Wie die Kapelle unter den betreffenden Kaisern, trotz der oft bedrohlichen Kriesszustände, von den berufenen Kapellmeistern teils zu geistlicher, teils auch zu höchst weltlicher Theater-Musik herangezogen wurde, ist fesselnd dargestellt (übrigens auch durch reichen Bilderschnitt unterstützt). „Das Musikleben in Wiens klassischer Zeit“ bringt dann eine Beschreibung jener wunderbaren Zeit, da im alten Wien neben dem Kaiserhof auch die fürstlichen Häuser der Esterhazy, Lobkowitz, Rasumowsky usw. sich den großen Meistern Gluck, Mozart, Haydn, Beethoven öffneten, um deren Persönlichkeiten zu feiern und ihre Kunst zu unterstützen, und wie auch sonst in angesehenen Familien Wiens regelmäßige „Dilettanten-Akademien“ stattfanden. Es folgen dann ausführliche Kapitel biographischen Gehalts über Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert. Letzterer ist, wie schon in Kobalds früher an dieser Stelle gerühmtem Buch „Franz Schubert“, mit besonderer Vorliebe behandelt. Alles in allem ein unterhaltendes, von echtem Heimatgefühl diktiert Buch über Österreichs klassische Musikstätten! O. D.

* Conrad Ferdinand Meyers Werke sind nun auch in die schöne, wohlfeile Buchfolge „Die Schatzkammer“ (Verlag Hesse & Beder, Leipzig) aufgenommen worden. Die herrlichen Gaben des Schweizer sind auf die drei Bände wie folgt verteilt: I: Gedichte, Süßens letzte Tage, Engelberg, Angela Borgia; II: Jürg Jenatsch, Der Heilige, Die Verführung des Pescara; III: Sieben kleinere Novellen: Das Amulett, Der Schutz von der Kanzel, Plautus im Nonnenkloster, Gustav Adolfs Page, Die Hochzeit des Mönchs, Das Leiden eines Knaben, und Die Richterin.

* Ottokar Janetschek: „Der Raxkönig“, ein Roman der Bergwelt. (Amalthea-Verlag, Wien.) Janetscheks Roman hat das gewaltige steinerne Haupt der Rax mit dem Glorienschein menschlicher Heldenarbeite umwoben. Geister vergangener Zeiten sind in den Finnen und Schloten der Rax lebendig geworden und die Wässer der Bergwelt wissen zu erzählen von ihrem Schwemmeister Suebmer, küssend und raunend an sonnigen Tagen, rauschend und dröhnend, wenn der Frühling das Eis der Berge bricht und die ungeheure Flut der Schmelzwässer durch das Döllental tobt.

* Jack London: „Siwash“. (Universitas, Deutsche Verlags-A.G., Berlin W 50.) Das Jack London das gefährvolle Leben im eisigen Alaska, zwischen Goldgräbern und Indianern, zwischen Raufbolzen und Glücksuchern wie kein Zweiter zu schildern versteht, das wissen wir. Und von dieser Kunst zeugen auch in diesem Bande wieder ein paar unübertreffliche Erzählungen, die diese phantastische Wirklichkeit durch ihre fast unheimliche Lebensnähe zu einem Erlebnis machen. Siwash und Passut, die Indianerfrauen, die für den weißen Mann das Leben opfern, Karen und Freda, die Amerikanerinnen, die in dem harten Kampfe um das Leben den Männern gewachsen sind, — es sind rührende und ergreifende Frauengestalten, die zeigen, daß Jack London ein Dichter ist, der im Abenteuerlichen zugleich das Menschliche rein und reich zu gestalten weiß.

* „Der Deichselhirsch“, ein neues Pferdekarikaturen-Buch, das 45 lustige Pferdebilder von Caran d'Ache und Johannes Lehmann mit Versen von Leo Gustav enthält, ist soeben als der zweite Teil des bekannten und in vielen Städten verbreiteten „Hafermotors“ von Johannes Lehmann erschienen. Jeder Tier- und Pferdefreund, wie überhaupt jeder für Humor empfängliche Mensch wird an diesen Pferdebildern und an der immer wechselnden, der Situation angepassten Charakterisierung der klugen und stolzen, bisweilen aber auch hinterlistigen und hochbeinigen Köpfe keine helle Freude haben. Einen besonders eigen-

artigen Reiz bieten die eleganten Zeichnungen Caran d'Aches in ihrer grotesken Verschmelzung von Mythologie, Altertum und Neuzeit. Ungemein drollig sind auch wieder die Pferdebilder Lehmanns. (Verlag J. Lehmann, Berlin W. 62.)

* „Gedanken zur Zeit“ Sieben Rundfunk-Vorträge über neue Fragen der Seelen-Erkennntnis. (Südwest-deutscher Funkverlag, Frankfurt a. M.) Dr. Hans Pringshorn, Dr. Ernst Simmel, Dr. Haebler, Prof. Dr. H. Driesch, Prof. Dr. Max Dessoir und Dr. Heinrich Meng haben im Rundfunk über das besonders wichtige Thema der Seelen-Erkennntnis, der Psychoanalyse, gesprochen. Der Südwest-deutsche Funkverlag hat diese Vorträge in einem Sammelband, „Gedanken zur Zeit“ herausgebracht.

* Dr. Joseph Ullmann-Grönz: „Am Altar der Natur“. (Hahn'sche Buchhandlung, Hannover.) Der Verfasser der gedankenreichen Schrift „Kämpfen — nicht leiden!“ gibt mit dem vorliegenden Bändchen neue Erörterungen im Sinne einer praktischen Lebenslehre. Sein feines psychologisches Verständnis wird auch hier wieder sehr angenehm spürbar, das von ihm gewiesene Ziel ist harmonischer Einklang des Menschen mit der Natur. Seelische Deutung beginnt mit dem Werden neuen Lebens, mit den frühen Empfindungen des Kindes, sie leitet durch Schicksalskonflikte stets mit einem natürlichen und gesunden Grundgedanken. Der Fragestellung sezieller Probleme weicht der Verfasser nicht aus, allein er behandelt sie in einer feinen und dezenten Art. Mit seiner schlichten Ehrlichkeit und nachdenklichen Vertiefung kann das Büchlein wohl ein guter Berater in den Kämpfen des Lebens sein. ls.

* C. J. O'Donnell: „Welthetzerchaft“. Das Britische Reich, die Vereinigten Staaten und Deutschland. Aus dem Englischen übertragen von Freiherr C. A. Henikstein. (Amalthea-Verlag, Wien.) O'Donnell, ein englischer Parlamentarier, behandelt mit wohlthuender Objektivität die brennende aktuelle Kriegsschuldfrage. Er widerlegt unter Vorlage zahlreicher Dokumente und Belege auf das glänzendste die in Europa, Asien und Amerika verbreiteten, höchst albernen, aber allgemein geglaubten Märchen über deutsche bestiale Greuelthaten und deutsche Barbarei. Als gründlicher Kenner Nordamerikas führt uns Mr. C. J. O'Donnell in die Politik der Vereinigten Staaten ein und gelangt zu Erkenntnis, daß das Wohl und Wehe der Welt in den nächsten 50 Jahren von der Verständigung zwischen Großbritannien, den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reich abhängt.

* Dr. Erik Wittels: „Die Welt ohne Zucht-haus“. (Hippokrates-Verlag G. m. b. H., Stuttgart.) Der Wiener Arzt will nicht die Gesellschaft schuklos ihren Verbrechern ausliefern, der Kernpunkt liegt viel tiefer: es darf gar nicht erst zum Verbrechen kommen. Es gilt, das Verbrechen zu erkennen und zu verhindern, ehe es geschieht. Das Mittel, asoziale Strebungen rechtzeitig zu erkennen und umzuleiten, sei die Psychoanalyse, die das Mißverhältnis zwischen unbewussten Trieben und regulierendem Bewußtsein, das vielen Menschen zum Verhängnis wird und sie zum Verbrecher werden läßt, so ausgleichen kann, daß die Ausbrüche verhindert werden. Wer so völlig neue Vorschläge macht und eine so kühne Psychologie von Verbrechen, Strafe und Strafrecht aufstellt, übt am Bestehenden natürlich scharfe Kritik und sagt über die Fehler und Schwächen ungeschminkt die Wahrheit. Aber da Wittels nicht aus Freude am Kritizieren Kritik übt, sondern im Bewußtsein der Notwendigkeit, auf frischem Grunde Neues aufzubauen, wirkt das Buch nicht zerklegend.

* „Das Spieltun in der Grundschule.“ Bewegungs-geschichten für das 1.—4. Schuljahr. Von Turnlehrer M. Buschert. (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig.) Das Buch spricht in einem einführenden Teil zuerst von der Stellung, die die körperliche Erziehung im Gesamtunterricht einnimmt, dann von der Betriebsweise des Spieltuns und bietet in einem praktischen Teil eine größere Anzahl von Bewegungs-geschichten, die nach vier Grundschuljahren geordnet sind, und so dem Anschauungs- und Ideenzirkel wie der jeweiligen körperlichen Leistungsfähigkeit entsprechen.

* „Allelei Puppen und ihre Bekleidung“. Von Werklehrerin E. Taube. (Verlag B. G. Teubner, Leipzig.) Dieses Heft ist zuerst für die Kinder geschrieben, darüber hinaus aber mag es den größeren Geschwistern, Müttern und Lehrerinnen zur Anregung dienen, Freude aus völlig wertlosem Material zu schaffen. Technische Anweisungen sind nur soweit gegeben, wie sie ein Kind notwendig braucht, um nicht durch zu langes Herumprobieren die Lust zu verlieren. Das Material, Papier aller Art, Stoffreste und Draht, ist in jedem Haushalt vorhanden und mit geringem technischen Können zu verwenden.